

Uppsala aus der Sicht der Frau

VON LISELOTTE NOLD

Sachgemäßer müßte das Thema heißen „Uppsala aus der Sicht eines Beraters“. Die von der Redaktion vorgeschlagene Formulierung hat nur insoweit ihr Recht, als sie den Erfahrungshintergrund beschreibt, der für den Ökumenischen Rat der Kirchen die Veranlassung war, mir den Status eines Beraters zu geben. Der Erfahrungsbereich „Frauenarbeit“ wird im ökumenischen Zusammenhang längst nicht mehr naturständig verstanden. Im Grunde geht es um die Aufgabe der Laien in der heutigen Welt; um das jeweilige Selbstverständnis und die Beziehung von Männern und Frauen in allen Bereichen; um die unerläßliche Weiterbildung als Forderung einer sich ständig verändernden Welt; um die notwendige Erweiterung des Bewußtseins der Gemeinden im Blick auf die wachsende gesellschaftliche und politische Verantwortung in nationalen, europäischen und in Weltzusammenhängen.

Die Frauen sind in diesen ökumenischen Gedankengängen und Arbeitsvorhaben aus verschiedenen Gründen ins Blickfeld gerückt. Die verheirateten Frauen und Mütter, die den weitaus größten Prozentsatz unter den Frauen der Weltbevölkerung ausmachen, prägen bewußt und unbewußt das Weltbild der nächsten Generation. Ihre „Konzeption“ von dem, was ihre Familie für die eigenen Kinder sein sollte und könnte, entscheidet darüber, ob Verantwortung für die Welt gelernt wird oder nicht. Je größer die Möglichkeiten und je undurchschaubarer die Entwicklungen werden, desto größer wird die Versuchung, die Familie als *Fluchtmöglichkeit* aus vielerlei bedrängenden Anforderungen mißzuverstehen. Vielleicht ist die Familie noch niemals unentbehrlicher gewesen als *Zufluchtsort*. Und sicher ist ihre Funktion, für Menschen der Ort des Geborgen-seins zu sein, unaufgebar. Aber Geborgenheit entsteht nur da, wo gleichzeitig gewagt wird, in der Realität der Gegenwart zu leben. Das heißt aber, daß in Familien gelernt werden muß, persönliches Leben im Welthorizont zu leben. Anders können die inneren Kräfte nicht gewonnen werden, die für die Weite und die Spannungen heutigen Lebens unerläßlich sind. In der Nacharbeit der Weltkirchenkonferenz kann man aufgrund von Beobachtungen den Mut gewinnen, daß es der Thematik von Uppsala unerwarteterweise gelingen könnte, bewußter zu machen, wie weit Verantwortung und Schuld des einzelnen über den persönlichen Bereich hinaus wirksam werden. Darum stellt der Bericht für weltweite Zusammenarbeit (Beirut 1968) unter dem Stichwort „Entwicklungsstrategie“ (III, 24) fest, daß der enge Zusammenhang von Entwicklung und Erziehung nicht nur nach entsprechenden Schulsystemen verlangt, sondern daß er

auch die Forderung stellt, daß „Mütter . . . die Art von Bildung erhalten, die sie zu Förderern des Modernisierungsprozesses macht“. Es wäre Hochmut zu behaupten, diese Forderung nach einer der heutigen Welt entsprechenden Bildung wäre nur im Blick auf Mütter zu stellen, die Analphabeten sind. Als man Barbara Ward nach ihrem Appell an die Kirchen, Weltverantwortung wahrzunehmen, fragte, wo denn die Erziehung zu dieser weitreichenden Verantwortung zu beginnen habe, riet sie, in jedem Kindergarten und in jedem Kinderzimmer eine von einem Raumschiff aus gemachte Aufnahme von der Erde aufzuhängen. Damit präge sich von früh an ins Bewußtsein, daß wir vergleichsweise „klein“, d. h. nicht Hauptpersonen, sondern mit anderen zusammengeordnet sind. Hier brauchen die Mütter wie wir alle die entsprechende Bildung im Sinne von Kenntnis- und Bewußtseinserweiterung. Dabei aber wird offenbar werden, wie trotz aller tiefreichenden Unterschiede sich plötzlich für die Menschen aus reichen und armen Ländern sehr ähnliche Fragestellungen und entsprechend benachbarte Antworten ergeben. In den Dokumenten von Uppsala ist von den Frauen fast immer im Zusammenhang mit dem Stichwort „Bildung“ die Rede. Die Kirchen, so heißt es weiter in dem Bericht der Beirut-Konferenz (III, 26), könnten eine weit größere Rolle im Bildungswesen der Entwicklungsländer spielen, „indem sie der Landbevölkerung und vor allem den Frauen eine angemessene Ausbildung für die landwirtschaftliche Arbeit geben, Führungskräfte für den sozialen Bereich heranbilden . . . Erwachsenenbildung, so wichtig für Modernisierung und befriedigende menschliche Entwicklung, sollte ein Gebiet sein, auf dem die Kirchen großzügig mitwirken“. „In einigen Gebieten ist die Frauenbildung besonders dringend notwendig, damit unter anderem die richtige Ernährung und Erziehung der Kleinkinder gesichert wird“ (IV, 12). In Afrika z. B. weiß man, wie viele der lebensgefährlichen Krankheiten durch falsche Zusammensetzung der Nahrung entstehen. Es geht um die notwendige Bildung der Frauen in diesen einfachen Bezügen ebenso wie um das Gewinnen von Führungskräften für den Aufbau neuer Gesellschaften.

Die Frauen, die in Uppsala als Delegierte und Berater waren, gehörten zu diesen Führungskräften. Mrs. Justice A. R. Jiagge ist Bundesrichterin in der Republik Ghana und gleichzeitig Vorsitzende der Kommission „Status of Women“ der Vereinten Nationen. Diese Kommission regt an, in der Ehegesetzgebung der verschiedenen Länder im Blick auf Heiratsalter, Erb- und Scheidungsrecht usw. die Frau als Subjekt und nicht, wie in vielen Ländern noch üblich, als Objekt zu sehen. Die Vertreterin von Madagaskar ist als Hydroingenieur verantwortlich für den Aufbau eines Bewässerungssystems in Madagaskar. Andere Afrikanerinnen sind Oberbürgermeisterin, Leiterin einer Krankenschwesternschule. Eine Indonesierin, Frau eines Admirals, ist als ordinierte Theologin ehrenamtlich Pastorin, Mitglied des Nationalen Christenrates und gleichzeitig

Vorsitzende der Frauenorganisation der Marine. Diese Frauen haben alle eine eigene Familie, oft keine kleine, und haben alle in ihrer Kirche Verantwortung übernommen.

Den Christen aus den Ländern der Dritten Welt ist zum Teil stärker als uns bewußt, daß das Evangelium von Jesus Christus strukturverändernde Wirkung hat und daß von daher die intensive Mitarbeit der Christen unerläßlich ist. Bei der Entwicklung sozialer Sicherungssysteme anstelle von Großfamilie und Stamm wie bei der Schaffung neuer Gesetze können sie das neutestamentliche Verständnis vom Menschen mit einbringen, wenn sie sich zur Mitarbeit entschließen und dazu befähigt sind. Wenn diese wichtige Aufgabe der Mitarbeit am Aufbau neuer Gesellschaften noch längst nicht überall von den Christen in dieser Weise wahrgenommen wird, so liegt das auch daran, daß viele Gemeinden, und das heißt auch hier in großer Zahl die Frauen, bestimmt sind von einem auf das persönliche Heil ausgerichteten Glaubensbewußtsein.

Wenn die Kirchen, die in Uppsala vertreten waren, ernstlich zu den gemeinsam gefaßten Beschlüssen, oder besser gesagt zu ihren *Entschlüssen* stehen wollen, wird das sehr konsequente Arbeit überall in den Gemeinden bedeuten. Bisher haben Gemeinden die ökumenische Aufgabe entweder anregend und bewegend oder uninteressant finden können. Jetzt bleibt im Grunde keine Wahl mehr. Die Beschlüsse von Uppsala für eine Weltverantwortung haben harte Konsequenzen. Sie stehen u. a. im Bericht der Sektion I, 7: „Seitdem Christus für alle Menschen lebte, starb und auferstand, ist Katholizität allen Formen des Egoismus und Partikularismus entgegengesetzt . . . Die Glieder der Kirche sollten die Integrität und Ganzheit widerspiegeln, die entscheidende Wesenszüge der Kirche sind.“ Praktisch bedeutet das z. B.: größere Opfer als bisher; eine umfassendere ökumenische, politische, gesellschaftspolitische Information; die Auseinandersetzung mit zum Teil quälenden und nur mit viel Geduld zu lösenden Problemen; das Akzeptieren der Unsicherheitsfaktoren, die sich in all diesen Zusammenhängen ergeben. Es wird z. B. unsicher sein, ob eingesetzte Mittel die richtige Verwendung finden werden; ob Unruhen eben Aufgebautes wieder zerstören; in welchem Zeitraum geplante Hilfe verwirklicht werden wird, denn hier kann unsere Zeitrechnung nicht stimmen.

In vielen Gemeinden haben die Frauen durch ihre Beteiligung am „Weltgebets-tag der Frauen“ einen gewissen Einblick in die Differenziertheit ökumenischer Beziehungen und ökumenischer Projekte gewonnen. Dadurch, daß die Projekte, für die am Weltgebetstag die Opfer gegeben werden, seit geraumer Zeit vor-dringlich Bildungsprojekte sind, haben viele begonnen, die langsamen Prozesse inmitten aller drängenden Nöte als die fruchtbarere Hilfsmöglichkeit zu erkennen. Indem jedes Jahr eine ungewohnte, von sehr anderen Menschen in sehr anderen Kirchen zusammengestellte Gebetsordnung zu akzeptieren war, ist der Respekt

vor dem Fremden und das Gefühl für den Gewinn solcher Begegnung gewachsen. Die Frauen in den Gemeinden könnten als Bundesgenossen für die Realisierung der Beschlüsse von Uppsala gewonnen werden. Zudem bringen die Frauen gewisse Voraussetzungen für die sogenannte „zweite Ökumene“ mit.

Die Beschlüsse von Uppsala werden den Christen sehr ungewohnte Formen von Zusammenarbeit mit zum Teil ganz unbekannten Partnern abverlangen. Schon im Verlauf der Arbeit in Uppsala wurde deutlich, wie die gewohnten und bewußten Gruppierungen sich plötzlich mit der Realität nicht mehr deckten. Es blieben nicht die einfachen Fronten zwischen Konfessionen und Denominationen, von junger und älterer Generation, von Christen und Marxisten (Sozialisten), von Schwarzen und Weißen, von entwickelten und noch nicht entwickelten Ländern; nicht die Fronten zwischen Vertikalisten und Horizontalisten, Konservativen und Modernen usw. Die Sachfragen erzwangen neue Gruppierungen. Vor allem aber machten sie deutlich, daß jede Form des mit sich selbst Beschäftigtseins von einzelnen und von Gruppen mehr denn je unerlaubt ist. Dadurch entstanden unwillkürlich neue Nähe und neue Distanz. Viele bisherige Positionsbeschreibungen verloren an Gewicht angesichts des bedrängenden Ausmaßes und der Vielzahl der Probleme. Dies kann im Blick auf Uppsala als hoffnungsvoller Ansatz gesehen und muß für die Zukunft als unabwendbare Forderung verstanden werden. Daraus ergibt sich aber die Notwendigkeit, die ökumenischen Beziehungen im eigenen Land, in der eigenen Gemeinde, mit den Freikirchen, mit katholischen und orthodoxen Christen zu realisieren, zu üben. Auf dieser zweiten ökumenischen Ebene werden Phantasie und Information gleicherweise unerlässlich sein. Denn es geht ja an keinem Punkt um schematische Gemeinsamkeit, sondern um die Weise der Begegnung, die keinen der Partner als den entläßt, als der er sich auf diese Begegnung eingelassen hat. In diesen Zusammenhängen liegen sowohl auf internationaler und nationaler wie auf lokaler Ebene Erfahrungen der Frauen vor.

Für eine Konsequenz von Uppsala können die Frauen erst sehr begrenzte Voraussetzungen anbieten: für die Aufgabe, politisierte Nächstenliebe zu üben, für die pressure-groups z. B., die Barbara Ward einen praktikablen Weg nannte, verantwortliche Politiker und Regierungen von einer gerechten und angemessenen Entwicklungshilfe zu überzeugen. In nicht wenigen Gemeinden meint man immer noch, Distanz zu politisch engagierten Christen halten zu müssen, weil diese ein zwar notwendiges, aber doch letzten Endes weltliches Geschäft betrieben. Die Fragen des persönlichen Lebensraumes erscheinen wichtiger und interessanter als die von Gesellschaft und Staat. Daß Christen in ihrer Gesamtexistenz gefordert und gefragt sind, ist noch kaum begriffen, geschweige denn eingeübt. Versuche, hier den allmählich gefährlich werdenden Nachholbedarf in etwa zu decken, begegnen gemeindlichem und amtlichem Mißtrauen.

Wenn man von hier aus fragt, wie die in Uppsala gegebenen Versprechen einzulösen seien, stockt einem der Atem. Es ist sicher nicht so, daß die Frauen diese Aufgabe nicht begreifen könnten. Aber sie dafür gewinnen wird nur der, der sich darüber klar ist, daß Fähigkeit werden nur im Vollzug geschehen kann. Die Beteiligung am Vollzug aber müßte mit einigen „Vorgaben“ für die Einübungszeit versehen werden.

Die Berater, die nicht, wie die Delegierten, entsprechend der Zugehörigkeit zu ihren Kirchen und Nationen, sondern einfach nach dem Alphabet geordnet saßen, hatten die Chance, die Reaktionen der einzelnen auf gehaltene Referate und gefaßte Entschlüsse mitzuerleben. Der an sich respektable und — soweit das Bewußtsein reicht — sicher ehrliche Entschluß, Schuld und Versäumnis des weißen Mannes gegenüber der Dritten Welt zuzugeben, kam in den Gesprächen zwischen den Beratern kaum vor. Offensichtlich sind wir Weißen immer noch so gewohnt, die Tonangebenden zu sein, daß der Eindruck entstehen kann, wir wollten durch Hilfsaktionen oder Schuldbekennnisse im Grunde nur neue Machtpositionen aufbauen. Hier mögen die Afrikaner gelegentlich in Gefahr sein, zu sensibel zu reagieren, und hier haben deshalb sie ihre Lektion zu lernen. Wir werden viel Aufmerksamkeit darauf verwenden müssen, unsere neue Rolle in dem im Augenblick grimmig ernsten „Welttheater“ zu übernehmen. Wir können nicht Zuschauer bleiben; wir können nicht als Spielleiter fungieren, und wir haben keine Hauptrolle. Wir können, wenn die Beziehungen sich sinnvoll entwickeln sollen, nur kleine Rollen spielen. Die Tatsache, daß wir viel Geld investieren und daß wir als Industrienation über ein beträchtliches Maß an Erfahrung verfügen usw., darf daran nichts ändern. Es kommt alles darauf an, daß wir uns im Ernst nicht zu gut sind, die kleine, aber unentbehrliche Rolle zu übernehmen. Wenn es den Christen gelingen könnte, die öffentliche Meinung von Industrienationen für diese einerseits unbedeutende und doch in ihrer Auswirkung für die Rettung von Menschen so bedeutsame Rolle zu gewinnen, würden die Nationen der Entwicklungsländer allmählich von der Sorge frei, daß sie aufs neue in den Bereich unserer Macht geraten könnten.

So leidenschaftlich z. B. die Afrikaner von der Notwendigkeit der Entwicklung überzeugt sind, so entschieden wehren sie sich gegen die Formulierung „Entwicklungshilfe“, weil sie inzwischen erfahren haben, daß Menschen, daß Nationen ihren *eigenen* Prozeß der Entwicklung durchleben und durchleiden müssen. Von anderen entwickelt werden kann eine Maschine, nicht aber ein Mensch; dieser muß die Chance haben, den Prozeß der Entwicklung in sich durchzumachen. Das aber bedeutet, daß mit dem Entschluß, einen steigenden Prozentsatz des Einkommens für die Entwicklung in anderen Nationen zu geben und mit dem Schuldbekenntnis des weißen Mannes nur ein erster, vergleichsweise kleiner Schritt getan ist.

Das Aufgeben von praktischen, geistigen und geistlichen Machtpositionen werden nächste Schritte sein müssen. Und hier ist ein ernster innerer Zusammenhang zu sehen: Der Resignation angesichts von politischen und wirtschaftlichen Machtblöcken wird nur der entgehen, der als einzelner sich fragt, wo *er* Macht ausübt und ob *er* bereit ist, ein Machtverhältnis in fruchtbare Beziehung und verantwortungsvolle Zusammenarbeit zu verwandeln. Dann erst werden mangelnde Stabilität, Mißlingen, Langsamkeit sich nicht mehr unter dem Motto „Sie können es ja doch nicht!“ als Versuchung zu neuer Machtausübung auswirken. Das Gefühl grundsätzlicher Überlegenheit aufzugeben, ist auch um der eigenen Existenz willen wichtig.

Unter dem Stichwort „Diskriminierung“ stehen im Bericht von Sektion III die folgenden beiden Zitate in ein und demselben Abschnitt: „Überlegenheitsgefühle bei den Weißen — ein kritischer Bereich geistiger Erkrankung und Unterentwicklung — vermindern ihre Menschlichkeit und machen sie unfähig zu sinnvoller Begegnung mit Menschen anderer Hautfarbe ... Die Diskriminierung der Frau ist ein weiteres schweres Hindernis für die Entwicklung der Person und der Gemeinschaft“ (22). Unmittelbar folgt im Abschnitt 23: „Die Kirche muß eine Neuverteilung der Macht ohne jegliche Diskriminierung aktiv fördern, so daß alle Männer, Frauen und Jugendlichen an den Segnungen der Entwicklung teilnehmen können.“

An neuen Lektionen der Brüderlichkeit, in der „die Glieder der Kirche die Integrität und Ganzheit widerspiegeln, die entscheidende Wesenszüge der Kirche sind“ (I, 7) kann, darauf weisen die obigen Zitate hin, zumindest in einem Kapitel im eigenen Land und in der eigenen Kirche gelernt werden. Es ist kein Geheimnis, daß in all den Staaten, die mit Recht auf ihre differenzierte Entwicklung stolz sind, immer noch die Gefahr besteht, daß „etablierte Verhaltensformen in Kirche, Familie und Gesellschaft die vollen menschlichen Rechte der Frau leugnen“ (VI, 18).

Mit der Annahme des Berichtes von Sektion VI verurteilte die Vollversammlung diesen Tatbestand und damit im Grunde ihre eigene Zusammensetzung. Die oben bereits erwähnte Mrs. Justice A. R. Jiaage redet in einem Bericht über Uppsala von einem gleichzeitig inspirierenden und enttäuschenden Ereignis. Ermutigend empfand sie die Tatsache, daß die Christen sich der gefährlichen und sie anfordernden Situation in der Welt gestellt und sich zu Konsequenzen entschlossen haben. Enttäuschend empfand sie, daß eine Frage, die ständig im Raum stand, kaum je öffentlich angesprochen wurde: die Frage einer entsprechenden Repräsentation von Frauen in den „policy making bodies“ des Ökumenischen Rates der Kirchen.

Der Tatbestand, daß nur 9% der Delegierten Frauen waren, nötigt zunächst die Frauen in der Kirche zur Reflexion der eigenen Unvollkommenheit. Es kann

sein, daß Frauen unwillkürlich immer wieder die alte Rolle des vertrauenden Abwartens einnehmen, anstatt ein gewisses Maß an selbständiger Aktivität, und das heißt auch an Strategie zu entwickeln. Die Jugend hatte in Uppsala ihre Strategie; sie erschien unbequem, aber sie hat auf diese Weise bestimmte Dinge erreicht. Wenn später die Engländerin Pauline Webb Vizepräsidentin des Zentralausschusses wurde, war das, von ihrer Eignung abgesehen, eine Konsequenz der Tatsache, daß das Unbehagen ob der geringen Zahl der für den Zentralausschuß nominierten Frauen anlässlich der Präsidentenwahlen für einen Augenblick im Plenum spürbar wurde. Diese Situation hätte vermieden werden können, wenn man rechtzeitig genug z. B. eine in der Ökumene so erfahrene und geeignete Frau wie Kathleen Bliss als einen der sechs Präsidenten vorgeschlagen hätte. Aber schon bei der Zusammenstellung der Delegationen für Uppsala war die Frage nach der eventuellen Wahlfähigkeit in den Zentralausschuß und andere Gremien kaum bedacht worden. Das heißt: über eine bestimmte Ebene hinaus wird die Frage einer heutigen Gegebenheiten entsprechenden Beteiligung von qualifizierten Frauen kaum erwogen. Solange man sich auf der unteren und mittleren Ebene im allgemeinen jeweils mit einer „Stimme der Frau“ begnügt, ist offenbar in den Spitzengremien die Zahl der Plätze zu knapp, um dieses Spiel bis hier herauf weiterzuspielen. Diese sicher unbeabsichtigte subtile Diskriminierung ereignet sich immer wieder. Nachdem aber fehlende Einbeziehung zwangsläufig fehlende Einübung zur Folge hat, entsteht keine wirklich neue Situation. Man könnte vielleicht Frauen systematischer „theoretisch“ vorbereiten auf die Mitarbeit in verantwortlichen Gremien. Aber wieviel unter Zeitdruck stehende Familienmütter und berufstätige Frauen sind bereit, „Lernspiele“ zu machen, wenn kein Ernstfall in Aussicht steht, bzw. wenn sie in ihrem Beruf und anderswo genügend Ernstfall praktizieren können.

Fruchtbare neue Ansätze setzen voraus, daß in diesen Zusammenhängen einiges aufgearbeitet wird. Ähnlich wie in der Rassenfrage passiert es immer wieder, daß theologische Positionen aufgebaut werden, wo im Grunde Fragen an das eigene Selbstverständnis zu stellen wären. Der heute bekannte Tatbestand, daß es in allen Beziehungen zwischen Mann und Frau immer eine „sexuelle Komponente“ gibt (VI, 18), d. h. daß Mann und Frau in jede Beziehung, auch in die sachlich-berufliche, ihre Geschlechtlichkeit mit einbringen, ist noch zu wenig für die jeweils eigene Position erkannt. Die Frauenbewegung hatte ja die falsche Vorstellung, daß außerhalb der Ehe es gleichsam um Beziehungen von „Neutren“ gehe. Weil niemand aus diesem Dialog mit dem anderen Geschlecht als der entlassen wird, als der er hineingegangen ist, läßt man sich vorsichtshalber nicht erst auf ihn ein. Aber kann die Neugestaltung der Beziehung von Mann und Frau noch länger aufgeschoben werden, wenn die Verantwortung für die Welt alle Kräfte der Zusammenarbeit fordert?